

(Nachdruck verboten.)

19)

Die Fankare.

Roman von Erik Mauthner.

Indessen war die allerletzte Nummer der „Zeta Morgana“, ein gewaltiger und sehr gelehrter Aufbau, rasch ihrer Vollendung entgegen gereift. Auch bei der Arbeit hatte Richard ja nur Vergessen gesucht, und die letzten Seiten der Partitur wurden wie im Fluge fertig.

Der Komponist stand selbst etwas verblüfft vor den Fortschritten seiner Kunst. War er so ein musikalisches Genie, daß er gerade mit dem Schwersten spielen konnte? Oder war sein ganzes musikalisches Schaffen nur Spielerei, daß es ihm so mühelos gelang? Der zweite Gedanke kam ihm nur einmal, als er sich hatte verführen lassen, das erste Joachim-Quartett und da eines der letzten Werke Beethovens anzuhören. Doch Leontine hatte recht: man sollte sich seine Schaffensfreude nicht durch die sentimentale Ehrfurcht für tote Kollegen stören lassen.

Am 20. Dezember morgens um zehn ein halb Uhr schrieb er die letzte Note seiner Partitur nieder. Ihm war weich und bewegt zu Mute. Dieser kleine Berg von Papier enthielt sein Werk, und viele Menschen werden sich vielleicht daran erfreuen. Das Bild Johannes sahien besiegt. Es drängte ihn, zuerst zu Leontine zu eilen und an ihrem Halse sein Glück zu feiern.

Doch sein Vater war noch nicht ins Geschäft gegangen, er hatte das erste Recht an Richards Freude.

Der Sohn konnte sich von des Vaters Teilnahme ergriffen fühlen. Aufgeregt trat der alte Mettmann, als er die Glücksnachricht vernommen, in des Sohnes Zimmer und betrachtete und befaßte den Haufen Notenpapier, wie er die erste Schularbeit seines Knaben mit Händen und Augen geliebt hatte.

„Mein Enkelkind, die Schöpfung meines Sohnes!“ brummte er freundlich lächelnd, wie um sich zu entschuldigen. „Das hast Du alles ganz allein geschrieben? Armer Junge! Na, warte nur, der Lohn wird nicht ausbleiben. Es muß ein Bombenerfolg werden! Da kann ich mithelfen. Aufsehen mußt Du es ganz allein, aber jetzt kommt der Vater an die Reihe! Von wem er nur die Begabung hat! Die Mutter, ja, die Mutter! Wenn sie doch das erlebt hätte!“

Richard schüttelte herzlich des Vaters Hand.

„Ich weiß, wie viel ich Dir schuldig bin. Du sollst keine Nachsicht mehr zu üben brauchen. Der Aufenthalt in England hatte Dich mir entfremdet, und seitdem ich wieder hier bin, hat meine Arbeit und manches andre mich von Dir fern gehalten. Das soll jetzt anders werden. Wir wollen zu einander stehen, wie Vater und Sohn stehen sollen.“

Der alte Mettmann legte seine Hände schwer auf Richards Schultern. Sein eiserner Körper wurde wie von einem verhaltenen Thränenstrom erschüttert. Er drückte den Sohn fest an sich und trat dann zum Fenster.

Nach einer Weile sagte er mit veränderter Stimme:

„Jetzt ist der Zeitpunkt da. Kannst Du mir die Freude machen? Willst Du Deine schöne Leontine heiraten?“

Ein Sturm von widerstreitenden Gefühlen wirbelte durch Richards Gedanken. Doch nichts wurde ihm so klar als der Wunsch, bei der schönen Freundin von der Arbeit auszuruhen und mit ihr von seinem Glücke zu sprechen.

„Aber eile nur nichts, lieber Vater,“ sagte er zögernd. „Ich will mein Gefühl entscheiden lassen; ich glaube, wir müßten miteinander ganz glücklich werden.“

Noch einmal unartete Mettmann seinen Sohn. Doch diesmal traten ihm keine Thränen in die Augen. Flüchtig schob das boshafte Lächeln eines schwer errungenen Sieges über sein Gesicht.

„Ich will Dir gehorchen,“ rief er fröhlich, „ich will Eure Erklärung nicht überstürzen, aber laß sie mich vorbereiten. Frau Leontine will Dir zu Ehren die erste Gesellschaft geben und alle möglichen Nummern aus dieser Papiermasse da fügen lassen. Sie compromittiert sich für Dich, und wenn Du ihr nicht dafür vor allen Leuten um den Hals fällst, so bist Du nicht mein Sohn, ach was, so bist Du kein Mann. Jetzt aber muß ich fort ins Geschäft.“

„Halt,“ rief Richard dem Vater nach, „dann noch ein geschäftliches Wort! Ich habe einen Inseratenauftrag für Dich.“ Mettmann wandte sich lustig in der Thür wieder um.

„Willst auch Du mich bestechen, Junge? Hast Du nicht nötig! Für Dich wird die Fankare, die Aktiengesellschaft und die Zeitung, mit Dampfkraft arbeiten auch ohne Inserate.“

„Nein, nein, im Ernste! Ich suche einen Kopisten für meine Partitur.“

„Ach so! Gut! Pinkus wird die Sache verfassen. Ein vorzüglicher Kopist, der kalligraphisch schreiben kann, wird für Richard Mettmanns große Oper . . .“

„Um Gottes willen, Papa, nur meinen Namen nicht! Das wäre lächerlich. Ganz einfach: Ein Kopist wird gesucht.“

„Gegen sehr gutes Honorar.“

„Nemehwegen. Adressen erbeten an die Expedition dieser Zeitung.“

„Unter der Chiffre L. R.“ fiel Mettmann lachend ein und ging mit schweren Schritten fort.

Das Gespräch mit dem Vater hatte Richard merklich abgekühlt. Er hatte sich in seiner ersten Ergriffenheit nach der Nähe des berückenden Weibes gesehnt, und jetzt, wo der Vater geradezu Leontines Besitz vor seine Vorstellung gebracht hatte, jetzt war es mit seiner Blut vorbei. Nicht gerade ungen, aber doch mit dem Gefühl der Pflicht ging er zu seiner Frau Nachbarin. Doch nahm er ihre herzlichen Glückwünsche froh entgegen und versprach seine thätige Mitwirkung für die Probeaufführung, die große musikalische Gesellschaft am dritten Weihnachtsfeiertag.

Bis dahin hatte er fast keine Ruhe. Nur wenige von den Sängern und Sängerinnen, welche die Arien, die Duette und das große Quintett aus dem dritten Akt ausführen sollten, kannten bereits ihre Aufgaben, und Richard mußte unausgesetzt besuchen, bitten und treiben. Die Zeit war kurz und das Durcheinander der Festtage weder für ihn noch für die Künstler günstig.

Den Weihnachtsabend verbrachte er mit seinem Vater bei Leontine. Man hatte sich gegenseitig reiche Geschenke gemacht, aber es war kein Baum angesteckt worden. Es hieß, Frau Leontine dürfe an Kinderglück nicht erinnert werden. Der Abend verging unter musikalisch-geschäftlichen Gesprächen: über die Stimmen der Künstler, über die Länge der einzelnen Nummern und über die Wahl der einzuladenden Gäste. Richard war nicht recht bei der Sache. Der Weihnachtsabend mit seinem Lichterglanz und Kinderjubiläum war ihm aus seiner Kinderzeit nur noch in nebelhafter Erinnerung. Dann hatte er das Fest langsam vergessen lernen und erst in England, als er zu dem fremdartigen Treiben der dortigen Feier zugezogen wurde, war die Sehnsucht nach dem deutschen Christbaum wieder erwacht. Dreimal hatte er unter dem Mistelzweig Johannes gedacht und das letztemal im fremden Lande unter fremden Menschen plötzlich — zum nicht geringen Entsetzen der Hausfrau — aufgejauchzt in der Hoffnung auf den nächsten deutschen Weihnachtsbaum an der Seite des geliebten Mädchens. Und nun saß er da zwischen seinem guten Vater und der schönen Freundin, und es war ihm trüber zu Mut als drüben unter den wildfremden Leuten.

War er denn ein Kind, daß ihm der Christbaum und der Lichterglanz so fehlten? Wo Johanna den Abend wohl feierte? Vielleicht war der Bruder zu Hause und erzählte lustige Garnisonsgeschichten. Vielleicht hatte das Malermodell noch übermütigere Gesellschaft gefunden. Der Diener mußte vor Richard ein zerbrochenes Weinglas ersetzen.

Nein, Johanna war gewiß unglücklich wie er und dachte seiner, wie er ihrer gedachte und in stillem Brüten auf ihr Wohl ein Glas nach dem andern leerte. Alle drei waten sie unglücklich, die zusammen gehörten, er wußte nicht warum, Johanna und er und Doktor Vode, der arme Mensch, der im Gefängnis gewiß auch keinen Christbaum hatte.

Richard hielt es nicht länger aus. Er empfahl sich früh und verließ auch seinen Vater vor der Hausthür. Er mußte noch etwas Lust schöpfen. Der alte Mettmann lächelte püßig und sagte ihm: „Gute Nacht!“

Richard sprang in die nächste Droschke, die leer vorüberfuhr, und befahl dem Kutscher, in der Leipzigerstraße ober Unter den Linden vor irgend einem Blumengeschäft, das noch offen war, stehen zu bleiben. Natürlich wollte er nur Frau

Käthe eine Freude machen, aber so lange auch die Droschke durch die Nacht im Zickzack umherfuhr, kein Laden war mehr erleuchtet.

Da stieg Richard am Potsdamer Thor wieder aus und kaufte einer Videnbesitzerin, die eben jammernd den Weihnachtsmarkt beschließen wollte, ihren halben Kram ab, lauter unnützes, elendes Kinderspielzeug. Frau Käthe wird herzlich lachen; noch ist das Kind nicht da, aber es wird bald erwartet, und Frau Käthe wird den Scherz nicht übelnehmen. Vorläufig ist ja schon das alte Weib über das Goldstück so glücklich.

Richard sah sich lange vergeblich nach einem Boten um. Da kam ein Arbeitsmann des Wegs, der brunnute etwas wie: „Ich bin kein Dienstmann!“ in den Bart, als Richard ihn anrief.

Da er aber ärgerlich hinzufügte, der Mann könne einen Thaler verdienen und dadurch überdies zwei Menschen eine kleine Weihnachtsfreude machen, da sagte der Arbeiter mit trotziger Stimme:

„Geben Sie her! Ich bin ja nur ein armer Mann, der sonst nicht so leicht einen Thaler verdient. Das ist ja all Unsim!“

Richard übergab ihm den großen Pack für die Großgörschenstraße, aber er hatte noch einen zweiten Auftrag für die Alvenslebenstraße. Heimlich, rasch, als wollte er sich selber nicht gestehen, nahm Richard dem müde auf und ab hinführenden alten Blumenhändler den ganzen Rest von Weichenssträußen ab, füllte sie in eine große Papierdüte und schickte das Ganze wieder ohne Karte an Johanna.

Johannas liebste und lohnendste Arbeit war immer noch das Bemalen der Tonfigürchen in Düsselhofs Fabrik. Der Meister selbst war jetzt nicht mehr so sentimental wie während der Zeit, da er von dem Lande der Sehnsucht sprach und an seinem Bilde malte; er verlegte sogar ihre Gelovheiten oft durch greuliche Redensarten über die Kunst und über die Künstler. Doch es war nicht so böse gemeint, und Johanna hatte zu viel Verehrung für seinen Namen, um sich nicht in diese Dinge zu fügen.

Ihr häusliches Leben hatte sich in den letzten Wochen doch ein wenig verändert. Immer noch hielt die verwitwete Kriegsbräutigam auf ihre Würde, ihr altes Seidenkleid und ihre rätselhafte Mantelreliquie, aber vor dem Weihnachtsfeste häuften sich ihre Bedürfnisse für Achim so sehr, daß sie Johannas Erwerbthätigkeit auch unter ihren Augen duldete. Die alte Dame suchte selbst in den Anzeigen der Blätter, die ihr veraltet zukamen, Beschäftigung für Achims Schwester aus. Für Unterricht im Französischen und Englischen und im Klavierpiel sollte sie sich anbieten. Die Erziehung hatte ja schweres Geld gekostet. Bei allem Eifer konnte sie jedoch nur wenige Stunden der Woche mit solcher Thätigkeit ausfüllen. In der Fabrik blieb sie jetzt, seitdem die Mutter davon wissen durfte, bis zum Dunkelwerden; aber es wurde so entsetzlich früh dunkel. Sie mußte sehr fleißig sein, um in diesen kurzen Tagen nicht zu wenig einzunehmen. Sie verbrachte die meisten Abendstunden mit Abschreiben alles dessen, was ihr von dachtenden Dilettanten ins Haus geschickt wurde.

Ihre einzige Erholung, ihre einzige Freude waren die Besuche, die sie täglich ein halbes Stündchen vor der Arbeit und ein paar Minuten vor dem Nachhausegehen bei Frau Käthe machte. Sie hatte nicht allein Vodes Geheimnis zu wahren, sondern auch ein wenig darüber zu wachen, daß sonst niemand die gute, kleine Frau betrübte.

Käthe war in der seltsamsten Stimmung; sie genoß ihr nahes Mutterglück mit drolligem Stolze im Voraus und sprach mit der jungen Freundin täglich von der Zukunft des jungen Mädchens. Ein Mädchen mußte es werden, weil Vode es so wünschte. Und vor Glück über ihr Kind und ihren Mann weinte sie sich vergnügt von einem Schlaf in den andern und fühlte so die Einsamkeit nicht allzu arg.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus Nikolaus Lenaus Leben.

Von Max Kempner-Hochstäd.

Am 29. August sind fünfzig Jahre verflossen, seitdem Nikolaus Niembösch edler von Strehlenau, genannt Nikolaus Lenau, zu Döbling bei Wien, auf immer von uns geschieden ist. Man hat

von der Dichtkunst gesagt, aus der Entbehrung, aus der Einsamkeit stamme sie, aus der Thräne quelle sie, die Sehnsucht sei ihre Mutter, der Sauerz ihr Vater; nun denn, auf keinen andern paßt dieses Wort so wie auf den unglücklichen Nikolaus Lenau, der auf dem Antlitz der Natur einen „großen, ewigen Schmerz“ liegen sieht, und der die Melancholie seinen trübensten Begleiter durch das Leben nennt. Schon sein Neugieriges kündigt dem Menschenkenner an, daß er hier eine eigenartige, hervorragende Persönlichkeit vor sich habe; Lenaus Gestalt war kurz und stämmig, sein Gang fast träge und das Haupt nach unten gebeugt, als ob er etwas auf der Erde suche. Jedoch dieses Haupt hatte eine edle Form, die hohe weiße Stirn war breit, von nicht zu reichem braunen Haar glatt umgeben; auf ihr konnte sich in erregten Momenten die Furchen aber plötzlich herabschlängeln, meistens jedoch runzte sich, wenn er irgend einen Gedanken von tieferer Anschauung, von intensiver Bedeutung aussprechen wollte, zwischen den zusammengezogenen Brauen eine Falte, die er auch in seinem „Haar“ bei der Beschreibung des Mephistopheles verewigt hat. Sein Auge war braun und groß, bald voll geheimnisvoller Blut, bald wieder ruhig es schwer und weich auf dem, mit dem er über wichtige Fragen des Lebens und der Kunst sprach. Der etwas breite, mehr simlich als edel geschnittene Mund und die bräunlichen Wangen waren vom Bart überdeckt, während das Kinn stets „glatt wie Sammet“ sein mußte. Die fast scharf sich absetzende Nase ließ im ganzen den magyarischen Typus erkennen.

Lenau war im allgemeinen schweigsamer Natur; nur wenn ein Thema angeregt wurde, das ihn besonders interessierte, konnte er anhaltend reden und kleidete dann seine mächtigen Gedanken in höchst frappante, originelle Bilder. Von dem Dichter, Arzt und Geistesheiler Julius Kerner erzählte er selbst folgende lustige Geschichte:

„Als ich nach Württemberg kam, fuhr ich nach Weinsberg, um Julius Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doktors. Ich trat in eine Stube, sie war leer; ich wartete eine Weile, da mir aber niemand entgegen kam, öffnete ich die Thür der zweiten Stube, auch diese war leer, in der dritten endlich eingetreten, sah ich ein wunderliches Bild: Auf dem Boden ausgestreckt lag lang und breit ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur Linken und Rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich merken, daß sie lebten. Ich blieb betroffen stehen, die liegende Gruppe that ebenfalls nichts dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ah, willkommen lieber Niembösch! Wir probieren da eben, wie es sein wird, wenn wir so neben einander im Grabe liegen werden.“

In heiterer Laune teilte er ein andermal mit:

„Aus Amerika zurückgekehrt und nach Stuttgart gekommen, bemerkte ich, daß die Familie Schwab mich mit einer gewissen schönen Zurückhaltung behandle; es erging mir an demselben Tage noch bei mehreren Fremden so. Ich kehrte zu Schwab zurück, um mir Erläuterung zu verschaffen. Da erzählte er mir folgendes: Kerner habe acht Tage vor meiner Ankunft nach Stuttgart einen sehr besträubten Brief geschrieben, wie mich ein besonderes Unglück in der Urwälder betrossen habe. Eine Aeffin hatte Neigung zu mir gehabt, worüber ich ganz wahnsinnig entzückt geworden sei, und die habe in ihrer Zärtlichkeit dem armen Lenau die Nase abgebissen. „Denk Euch das Unglück!“ Als die Freunde mich mit unverständlicher Nase wiederholten, kam ihnen die humoristische Mitteilung zu ihrer großen Freude freilich als unrichtig vor, aber sie trauten anfangs doch nicht recht, ob es mit der äffischen Liebhaft nicht doch seine Nichtigkeit habe.“

Bei seinen lustigen Geschichten war es oft eigentümlich, daß der Wahnsinn darin eine Rolle spielte. Der Gedanke, wahnsinnig zu werden, traf ihn oft nahe, im Leben wie in seinen Liedern. So hatte er eines Tages mit Dr. Göggen, seinem älteren Paterenarzt, nach dem Stahlfenberge bei Wien einen Ausflug unternommen, und dieser hielt vor seiner Trennankunft in Döbling, wo Lenau später endete, an, um einige Anordnungen zu treffen, und bat den Freund einzutreten.

„Nein, nein!“ sagte Lenau lachend, aber nicht ohne Angstlichkeit, „ich warte im Wagen; da sind Karren drin! Das ist gefährlich, man könnte selbst ein solcher Narr werden.“

Einen Feldwebel aus Laibach, der in seinen Ruhestunden sehr hübsche Gedichte machte und ihn 1840 in Wien aufsuchte, fragte Lenau verwundert:

„Sind denn in Krain die Mäusen unter die Soldaten geraten?“ Lachend entgegnete jener: „Vielleicht etliche Soldaten unter die Mäusen.“ Als aber der junge Krieger bei einer späteren Gelegenheit von der Ungunst seiner Verhältnisse sprach, da tröstete ihn Lenau mit den Worten:

„Machen Sie sich nichts daraus! Die Fortuna müssen Sie beim Schopf packen, meines Wissens trägt sie keine Perücke. Wenn sie Ihnen auch ausreißt, sie läßt Ihnen doch ein Büschel Haare in der Hand.“

Nicht allzusehr getrübt, erzählte ihm nun der andre, daß er einem Vorgesetzten habe geloben müssen, nicht mehr zu dichten, und daß man beim Militärstand als Poet leicht Gefahr laufe, ein Narr gescholten zu werden. Da aber lachte Lenau laut auf.

„Ist's möglich, geloben müssen Sie, nicht mehr zu dichten? Ich siehe den Vorgesetzten geloben, nicht mehr zu exerzieren. Ueberhaupt aus dem Karren müssen Sie sich nichts machen, die Leute

sagen das, weil sie selbst solche Narren nicht sein können; ein Dummkopfs kann gar nie ein Narr sein. Sagen Sie das jedem, der Sie sieht."

Bei einer Wanderung durch die Straßen Wiens in einer herrlichen Mondnacht blieb er plötzlich auf dem Nehtmarke stehen und sagte zu seinem Begleiter:

"Es ist gut, daß nach dem Untergange der Sonne der Mond aufsteht. Ich liebe nächtliches Dunkel, aber nicht die dunkle Nacht. Dieser Mond am Himmel ist wie eine Sonnenwunde, der sich das Auge, mag es wollen oder nicht, zuwenden muß."

Und dieser reiche Geist war fünf Jahre später für immer zerstört! Zerstört, nachdem er sich wenige Monate vorher verlobt hatte und von einem Leben voll feierlichen Familienglücks träumte. "Du lebst," äußerte er einmal zu seinem Freunde, dem Dichter August Frankl, "die Geschichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenwagen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geblendet werden können."

Derselbe Frankl hat uns auch einen fesselnden Bericht über seinen Besuch bei dem armen Kranken in der Anstalt Wimmerthal im Herbst 1845 hinterlassen. Derselbe lautet folgendermaßen:

"Ich stellte mich dem Hofrat Zeller vor und beirat mit ihm, dem Assistenten und dem Wächter die Zelle. Lenau schätzte mich mit einem Freudenrufe: "Frankl!" entgegen, lächelte mich heftig und presste mich eine Minute lang ans Herz. Gleich darauf wendete er sich ab, fing an zu pfeifen, lateinisch zu reden, dumm zu lachen; dann verlangte er seine Violine, klotzte einen Ländler, den er zugleich tanzte, und nahm von mir weiter keine Notiz. Ich suchte ihn zu fixieren, wie z. B.: "Aber, lieber Nimbisch, spiele doch etwas von Beethoven, den Du so sehr verehrst!" — "Ah, von Beethoven! Den Grundgedanken der neunten Symphonie. Höre! Wir müssen uns duzen, lieber Bruder!" Darauf zeigte er etwa zehn Minuten ein wahres Charivari und blieb endlich ernst und heldenhaft vor uns stehen, wie überhaupt seine Gestalt, sonst geknickt und eingebrochen, jetzt aufrecht und kopfhöher ist." Einige Zeilen später fährt Frankl fort: "Er lief fortgesetzt auf und ab, pfeif, tanzte, klotzte nieder; lud mich zum Singen ein, so that er dies sehr böflich, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und spielte tanzend einen Ungarischen, dann wandte er sich zum Arzt: "In der Musik liegt alles Geheimnis, aus der wollen wir ein ganz andres therapeutisches System herankonstruieren." Gewöhnlich folgte den Worten ein schallendes bloßes Gelächter. Was läßt Du nach Wien fagen? "Ah, ich reise mit, und die Sofie (Sofie Löwenthal, die Frau seines Freundes, zugleich der gute Engel und der böse Dämon seines Lebens) wird geheiratet! Diese Kappe hat sie mir gestickt. Weist Du, Bruder, beim Amor der goldene Wein."

In dieser Weise ging es eine volle Stunde fort, immer toller und toller, der Freund war entsetzt und konnte sich doch nicht losreißen. Aber Lenau begann immer verworrener zu reden, so daß Frankl endlich mit zerrissenem Herzen Abschied nahm, ohne daß der kranke Dichter dies beachtete. Fünf Jahre lang befand sich Lenau in diesem furchtbaren Zustand, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöste.

Kleines Feuilleton.

ek. Zur Geschichte der Kellame. Ueber die Pariser Kellame einst und jetzt veröffentlicht ein Pariser Blatt eine hübsche Flannderei: Der Polizeipräsident von Paris, M. Lépine, hat eine neue Verordnung über die Circulation der Wagen in Paris erlassen. Darunter befindet sich auch ein kleiner Paragraph, der die kleinen Handwagen, die der Kellame dienen, verbietet; sie müssen innerhalb 50 Tagen verschwinden sein. Vor einiger Zeit wurden schon die von Pferden gezogenen Kellamewagen verboten; weil sie die Schönheit der Stadt Paris verunzierten und jetzt folgen ihnen auch die kleinen Handwagen. Daueben fordert der Polizeipräsident die Kaufleute auf, sich einer direkten Kellame zu bedienen. Nun sind aber die Kellame und die öffentlichen Anzeigen schon so alt wie die civilisirte Welt, und schon immer hat man ziemlich erfolglos versucht, sie durch Verordnungen zu bestimmen. Schon die Griechen kannten die öffentlichen Ankündigungen. Sie wurden gewöhnlich auf Holztafeln geschrieben oder gemalt, die dann an dreihöhen Angeln befestigt wurden. Die Römer malten ihre wichtigsten Anzeigen auf geweißte Mauern. Beispiele solcher Kellamen sind in Pompeji gefunden worden. Später schrieb man sie auf Pergamentblätter, die man an Pfeilern und Säulen anbrachte. Die Schilder der Griechen sind nicht bekannt, aber in Rom hingen die Schlächter vor ihre Läden das Fleisch und schmückten es mit Palmzweigen, die Milchhändler hatten eine gemalte Kuh und die Weinbändler zwei Männer, die eine Amphora trugen. In Paris wimmelte es im Mittelalter von "indiskreten" Schildern. Da die Straßen noch nicht numeriert waren, dienten die Schilder erfolgreich dazu, sich in dem Labyrinth der Gäßchen zurecht zu finden. Da erließen im Jahre 1567 eine Verordnung, daß die Gastwirte, die ein Schild haben wollten, ihren Namen, Vornamen und Wohnort in der Kanzlei angeben mußten. Natürlich rivalisirten die andren Handelsteile bald mit den Gastwirten, und in allen Straßen sah man riesenhafte rote Handhühe, ungeheure Stiefel und lange Gliederpuppen mit Panzer erscheinen, bis eine Verordnung im Jahre 1666 die Größe

der Schilder bestimmte und 4 Pfund Wege-Amtsgebühr erhob. Nach einer Zeit, in der die Kellame volle Freiheit genoss, unter Ludwig XIV., bestimmte eine Verordnung des Polizeilientenants de Sartines, daß die Schilder in Form von Tafeln an den Mauern angebracht wurden und nur vier Zoll hervorstecken durften. Die an Säulen angebrachten Schilder verunzierten die Stadt. Die alten Schilder verschwand allmählich mit der Numerierung der Straßen und der Zunahme der Zeitungen, die den Handeltreibenden die vierte Seite zu Annoncen und Kellamen zur Verfügung stellten. Dann erschienen die Plakatträger und die Kellamewagen. Da diese aber bedroht sind, müssen die Erfinder ein neues Verfahren ausdenken, um mit dem Publikum in Verbindung zu treten. An geistreichen Erfindungen hat es ja in der Geschichte der Kellame nie gefehlt. Man denke z. B. an folgende Kellame aus der Zeit der Präsidentswahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1860: "Wähler! Ihr müßt Eure Stimme für die guten Kandidaten abgeben. Zu dem Zweck müß Euer Kopf klar sein, und das wiederum erreicht Ihr durch ausgiebigen Gebrauch der Universalpillen von Brandreiß!" Wenn die Eingeweide nur in guter Ordnung sind, ist der Kopf und die Urteilskraft nicht benommen!" Ebenso genial ist die folgende Kellame, die ein Pariser Messerschmied vor einigen Jahren veröffentlichte: "Unermüdlich in ihrem Laufe geht die Zeit ihren ewigen Gang. Der unbegreifliche Greis, der taub ist gegen Bitten und Verwünschungen, säuretet gleichmäßig vorwärts. Ein Jahr mehr wird auf Euren Häuptern lasten. Da die Stimme der Ewigkeit es gebietet, da die Zeit unerbittlich ist, gebrauch die Augenblicke, die sie Euch läßt, und sucht in der süßen Vollstund der Freigeigigkeit zu vergessen, daß auch Ihr eines Tags der Sichel zum Opfer fallen müßt, deren Härte in Euch den Glauben erwecken wird, daß sie aus der Werkstatte von . . . Strafe . . . hervorgeht, die so berichtigt ist durch ihre feinen, zu Geschenken geeigneten Stahlwaren." —

Theater.

Lessing-Theater: "Im weißen Röß'l." Von Blumenthal. Herr Deppe, der neue Schauspieler, der gegenwärtig im Lessing-Theater in komischen Rollen auftritt, soll vermutlich das Erbe des zu früh verstorbenen Cuthery antreten. Das ist durchaus keine leichte Aufgabe. Cuthery war ein Künstler von großer Gestaltungskraft und bewundernswürdiger Frische des Humors. Die Vergleiche bleiben nicht aus, wenn man einen neuen Schauspieler in den Rollen sieht, in denen er sonst erfreute. Und die Vergleiche sind gefährlich. —

Herr Deppe verträgt sie nun ganz und gar nicht. Man darf an Cuthery nicht einmal denken, wenn man seine Leistung halbwegs erfreulich finden soll. Cuthery belebte die Oede des Blumenthalschen Schwanks mit seinem sprudelnden Frohsinn. Herr Deppe hat nichts Eigenes zu verschärfen und kam so dem schalen Spas keine frischeren Farben geben. Man hat den Eindruck des Matten, Trodenen, Schwunglosen und Müden. Sein Humor hat nicht Saft und nicht Kraft. Alles bleibt im Konventionellen stecken. Ich habe den ganzen Abend nicht einen Zug, nicht eine Geste, nicht einen Einfall bemerkt, der von Ursprünglichkeit gezeugt hätte. Ich sah nur die landläufige Komik des landläufigen Komikers. — Damit soll über Herrn Deppe natürlich nicht allgemein geurteilt sein. Wir werden seine Leistungen verfolgen und uns freuen, wenn sie gelegentlich die Vorzüge zeigten sollen, die wir diesmal vermißten. — E. S.

Gesundheitspflege.

io. Die Bedeutung des Kauens der Speisen ist durch einen von Seifert vor der Physikalisch-Medizinischen Gesellschaft in Würzburg gehaltenen Vortrag ins rechte Licht gesetzt worden. Dieser Forscher hat sich nämlich der schwierigen Aufgabe gewidmet, durch Versuche festzustellen, welche Veränderungen die verschiedenen Speisen im Munde erleiden, wenn sie eine bestimmte Zeit lang gekaut worden sind. Als Endergebnis ist gleich der Sach vorweg zu nehmen, daß das Zerkleinern der Speisen im Munde und die schon dabei erfolgende teilweise Lösung und chemische Umwandlung für deren richtige Verwertung von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Die Versuche wurden in folgender Art vorgenommen: Von verschiedenen Nahrungsmitteln, gekochtem Eiweiß, Holländer Käse, gekochtem Rindfleisch, Macaroni, gekochten Kartoffeln, rohen Äpfeln, gekochten gelben Rüben, rohem Rettich wurde ein Bissen von etwa je 5 Kubikcentimetern zurechtgemacht, genau gewogen, in den Mund gesteckt und 30 Sekunden lang gekaut. Nach dieser Zeit befand sich der Bissen stets in einem Zustande der Zerklammerung, in dem er hätte verschluckt werden können. Statt dessen wurde er in eine Schale entleert, die Mundhöhle einigemal mit desfiltriertem Wasser nachgespült und die Zähne sorgfältig gereinigt. Um eine weitere chemische Wirkung des Speichels auf die Speisen zu vermeiden, wurde sofort etwas Salzsäure zu der Masse hinzugefügt. Nunmehr entleerte man jede Probe durch ein Messinggief mit 1 Millimeter weiten Maschen. Das auf dem Sieb Zurückbleibende wurde nach dem Augemaß in Theilchen über und unter 4 Millimeter Durchmesser gesondert und danach ausgezählt. Die durch das Sieb gelaufene trübe Flüssigkeit wurde filtrirt, das klare Filtrat eingedampft, die im Filter bleibenden Bestandteile getrocknet und gewogen, auch unter dem Mikroskop der Größe nach bestimmt. Die so erhaltene "Kau-Statistik", wie man sie nennen könnte, lieferte den Beweis, daß die verschiedenen Speisen in sehr verschiedenem Grade beim Kauern zerklümmert werden. Die Zahl der Theilchen

schwante bei der angegebenen Größe des Rißens zwischen 270 und 1175. Welians am größten waren sie beim Fleisch, was sich ohne Zweifel aus der Struktur dieses Nahrungsmittels erklärt, die größten Teilchen hatten einen Durchmesser von mehr als 3 Millimetern. Nächst dem Fleisch bleiben die größten Stücke beim Eiweiß, während sich die Verkleinerung bei Pflanzst. und bei Holländer Stärke viel günstiger stellte. Von den Pflanzenstoffen gaben die Kapsel die größte Zahl an größeren und feineren Teilchen, am feinsten war die Verkleinerung bei der gekochten Kartoffel, am größten beim Mehl. Noch bedeutender als diese Ergebnisse waren die Feststellungen bezüglich der bereits im Munde vor sich gegangenen Lösung der Nahrungstoffe. Die pflanzlichen Speisen lösten sich im Munde weit mehr als die tierischen, gleichviel ob es sich um zäherhaltige oder nur um stärkereiche Stoffe handelte. Die Lösung betrug innerhalb einer halben Minute bei solchen stets 30—50 Proz. Es ist danach als sicher anzunehmen, daß die Verwandlung der Stärke in Zucker, die eine Vorbedingung für die Lösung und damit für die Verdauung ist, nicht erst im Magen, sondern zum großen Teil schon im Munde geschieht. —

Aus dem Tierleben.

— **Hühnerhund als Pflegemutter eines Wildschweins.** Das in Suttgarth ercheinende Jagdorgan „Zwinger und Feld“ schreibt: Ein großer Jagdrevier aus Meß bekam vor etwa vier Monaten durch seinen Jagdleiter ein erst einige Tage altes Wildschwein, das dieser im Walde mit den Händen gefangen hatte. Es wurde hin und her beraten, was mit dem kleinen „Vorstenvieh“ geschehen sollte. Da der Jagdherr gerade eine fängende Hühnerhündin hatte, versuchte man, ihr den kleinen Freischling zu adaptieren. Zum Erfassen aller Anwesenden nahm sich die Hündin nach einigem Starren und Murren des kleinen Wildschweins liebevoll an und fängte es soweit heran, bis es allein fressen konnte. Jetzt haben die Hündin, noch ein anderer Hühnerhund und das Wildschwein große Freundschaft geschlossen, sie springen, purzeln und spielen, so wie „drei“ Hunde es thun würden. Das Wildschwein folgt dem Herrn mit den Hunden durch die belebtesten Straßen von Meß bis zu seiner Wohnung in der Palaststraße, dafelbst Trepp' auf Trepp' ab und durch die Zimmer laufend. Wenn der Herr des Morgens an der Mosel spazieren geht, so bricht das Wildschwein bald hier, bald dort in die Erde ein Loch und amüßert dadurch auch fremde Spaziergänger. Das schönste bei der ganzen Sache ist aber, daß, wenn der Herr der Hündin irgend einen Gegenstand zum Apportieren in die Mosel wirft, das Schwein sofort kopfüber nachspringt und der Hündin nachschwimmt. Jeden Morgen von 7—8 Uhr ist dieses Schauspiel in der Nähe des Dudenflusses zu sehen. Obgleich das Wildschwein bis jetzt keine böse Eigenschaften zeigt und sich an die städtliche Klänge gewöhnt hat, denkt doch der Eigentümer daran, es gelegentlich einer ländlichen Pflegestation zur weiteren Beobachtung zu übergeben. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— **Den Schwefelsäuregehalt der Luft festzuhalten,** sind schon verschiedentlich Versuche gemacht worden; umfassende Untersuchungen aber beschrieb zum erstenmal D. Ost in der „Chemischen Industrie“. Früher hat man sich zu diesem Zweck nur der Nichtenadeln oder Laubblätter bedient, die in der Umgebung von Fabriken gewachsen sind und infolge des Raucheinflusses einen nachweislichen Gehalt an Schwefelsäure besaßen. Dieses Verfahren ist aber ebenso unzulänglich wie eine direkte Prüfung der Luft oder des Regenwassers auf die darin enthaltene Schwefelsäure; daher hat Ost einen andern Weg eingeschlagen. Er tränkte loderes Baumwollenzug mit einer Lösung von Barthydrat, das sich an der Luft zunächst in kohlenäures Barium verwandelt und dann bei Einwirkung von Schwefelsäure in schwefelsaures Barium übergeht. Von solchem Zeug wurden nun mehrere Lappen von bestimmter Größe monatelang an verschiedenen Orten im Freien aufgehängt, dann eingesammelt und auf den Gehalt an Schwefelsäure untersucht. Im besondern hat Ost bisher drei Verhältnisse zu seinen Versuchen benutzt, einmal das Süntelgebirge, zweitens eine bewohnte Landschaft in ebener Heide und drittens Gärten und Parks in unmittelbarer Umgebung der fabrikreichen Stadt Hannover. Aus den Ergebnissen ist vor allem die Thatsache interessant, daß in ganz Norddeutschland die untersten Luftschichten unter einem dauernden Einfluß des Fabrikauchs zu stehen scheinen, denn nirgend, nicht einmal im dichten Nadelwalde, ist die Luft von Schwefelsäure gänzlich frei. Im Süntelgebirge waren die Zeugstücke an verschiedenen Stellen in dichter Bewaldung aufgehängt, meist in möglichst großer Entfernung von den Gebirgsdörfern und mehrere Meter über dem Erdboden. Nachdem sie ein halbes Jahr im Freien gewesen waren, wiesen sie in allen Fällen nicht unbedeutende Mengen von Schwefelsäure auf, am wenigsten noch die in einem kaum zugänglichen Nichtenbestande, während sie auf dem Gebirgskamm in lichterem Nadelwald, etwas tiefer im lichten Buchenwald und unter am Saime des Waldes schon erheblich mehr Schwefelsäure enthielten. Da in den dortigen Gebirgsdörfern gar keine Industrie vorhanden ist und auch Steinkohlen kaum gebrannt werden, so ist eine nahe Rauchquelle, die für den Schwefelsäure-Gehalt der Luft verantwortlich zu machen wäre, nicht vorhanden. Man kann vielmehr die Luft dieses Berglandes in ihrer chemischen Zusammensetzung für eine normale,

reine deutsche Gebirgsluft erklären. Darans ist also der Schluß zu ziehen, daß selbst in solcher etwas Schwefelsäure immer vorhanden ist, obgleich ein dichter Nadelwald etwas filternd und auffangend auf die Schwefelsäure wirkt. In der nahezu unbewohnten Heide nördlich von Hannover zwischen Fuhrberg und Celle ist die Luft schon weit mehr mit der Säure gesättigert. Wahrscheinlich infolge des mangelnden Waldlauges, da selbst die zwischen vereinzelt stiefern hängenden Zeugstücke größeren Gehalt daran aufwiesen, als die in gleicher Höhe über dem Erdboden auf freier Wiese besetzten. Auch für diese Gegend kommen nahe Rauchquellen gar nicht in Betracht, und zwar auf eine Entfernung von vielen Kilometern. Es ist dabei völlig ausgeschlossen, daß die Schwefelsäure der Luft etwa durch den vom Erdboden aufgewirbelten Staub mitgeteilt wird, sie muß vielmehr ausschließlich vom Kohlenrauch herrühren, der seine Wirkung eben auf fast unbeschränkte Entfernungen geltend macht. Die in nächster Nähe der Stadt Hannover aufgehängten Zeugstücke zeigten sich nach einem halben Jahre meist von einer starken Schmutz- und Rußschicht bedeckt, und ihr Schwefelsäuregehalt war dreimal so groß als der höchste im Süntelgebirge. Es ließ sich dabei genau nachweisen, daß der Schwefelsäuregehalt in der Luft mit der größeren Annäherung an Fabriksteine immer mehr wächst. Diese Untersuchungen bilden einen weiteren wertvollen Beitrag zur Beurteilung des Schadens, den die freie Entwicklung des Kohlenrauchs aus unseren Fabriksteinen verursacht, denn die Schwefelsäure muß immerhin als eine Verunreinigung der Atemluft für Menschen, Tiere und Pflanzen betrachtet werden, ein Grund mehr, die auch sonst so empfindliche Rauchplage mit allen Mitteln zu bekämpfen und die Durchführung der Rauchverzehrung dringend zu verlangen. —

Humoristisches.

— **Verfänglich.** Der alte Nathan Weilsenfeld, Produktenhändler in Tirschtiegel, feiert sein 50jähriges Bürgerjubiläum. Bürgermeister und eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten sind in der Wohnung des Jubilars erschienen, um die Glückwünsche im Namen der Stadt abzulassen. Weilsenfeld ist nach der Anrede des Bürgermeisters sichtlich gerührt und nimmt das Wort zur Erwidrerung: „Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit ganz ergebenst. Ich freu mer, daß Se zu mer in meine Wohnung gekommen sind und ich freu mer, daß alles is richtig so, wie unser Herr Bürgermeister hat über mir gesagt. Es is wahr: 50 Jahre hab' ich gelebt unter Ihnen und man kann mer nicht beweisen!“ („Simpl.“)

Notizen.

— Die Neue freie Volksbühne beginnt am 16. September im Thalia-Theater wieder mit ihren Vorstellungen, welche in dieser Saison von einem durch Emanuel Meißner und Friedrich Most zusammengestellten Ensemble ausgeführt werden. Voraussichtlich wird als Eröffnungsvorstellung das Strindberg'sche Trauerspiel „Der Vater“ gegeben.

— Als Sonder-Vorstellungen im Berliner Theater sind für die kommende Spielzeit die nachstehend namhaft gemachten Werke in Aussicht genommen: für September „Viola“ von Adolf Wilbrandt, Oktober „Räthe“ von Elisabeth Meyer-Förster, November „Fragmente und Skizzen“, nämlich: „Robert Guisard“ von Meißner, „Ephenor“ und „Salyros“ von Goethe. Für Januar „Die Vögel“ des Kristophanes in Goethes Bearbeitung und „Dahem“ von Maeterlinck, deutsch von G. Stockhausen, Februar „Frauenherrschaft“ nach Aristophanes von Wilbrandt.

— Strindbergs „Rausch“ hatte im Neuen Sommer-Theater in Breslau starken Erfolg.

— Im Kölner Flora-Theater hatte Hector Malins' Komödie „Schnaukel“ (Medor) in der deutschen Bearbeitung von F. M. La Violette durchschlagenden Erfolg.

— „Der Scheit“ ist der Titel einer tragischen Oper, die der Komponist Eugen v. Wolborth eben vollendet. Der Text von Axel Dehnar liegt bereits im Druck vor.

— Von Ende Oktober bis Mitte Dezember findet in den Räumen des Akademiegebäudes, Unter den Linden, eine Ausstellung von Bildern des Münchener Malers Franz v. Defregger statt.

— Bei den neuesten Ausgrabungen in Pompeji sind zwei wertvolle Wandmalereien zu Tage getreten.

— Die sehr umfangreiche Bibliothek des kriminalistischen Seminars der Universität in Halle ist mit dem Geheimen Justizrat Professor Franz v. Liszt vor dort nach Berlin gekommen. Sie ist vorläufig in der Kantstr. 30 zu Charlottenburg untergebracht.

— Ein neuer Fundort von Türkis ist im südlichen Thüringen entdeckt worden.

— Eine Metall-Vandsäge des Ingenieur Wilh. Hartmann in Fulda, die Metallblöcke in jeder Dimension bequem zerschneiden kann, ist patentiert worden.